

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 28 (1944)
Heft: 1

Rubrik: Aus dem Steinkratten des Schriftleiters

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nämlich für einen neuen Namen unseres Blattes. Der Titel „Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins“ wurde s. Z. gewählt, weil das Blatt zunächst mehr für den innern Gebrauch, für vereinsgeschäftliche Mitteilungen wie Einladungen zu Versammlungen und Vorträgen und dgl. gedacht war. Da aber solche Mitteilungen nur wenig Raum einnehmen, der größte Teil des Inhalts eigentlich für jedermann bestimmt ist, der sich überhaupt mit Bewußtsein am sprachlichen Leben beteiligt, der die Muttersprache pflegen will, so klingt der bisherige Name vielleicht etwas zu bescheiden. Im Titel sollte das Vereinsmäßige, das ja eine geringe Rolle spielt, nicht allzu deutlich erwähnt, wohl aber sollte gesagt sein, daß es sich um ein deutschschweizerisches Blatt handelt. Nachdem die „Muttersprache“, die Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, eingegangen ist, könnten wir vielleicht ihren Namen übernehmen und unsern bisherigen als Untertitel führen; aber es ist doch anzunehmen, daß die große Schwester früher oder später wieder zum Leben erwache, und dann müßten wir vielleicht wieder umbtaufen. Einen zügigen, trägen, bequemen und dabei sachlich richtigen Namen zu finden, vielmehr: zu erfinden, ist nicht Sache einer Vorstands- oder Ausschußsitzung. Darum ersuchen wir alle unsere Mitglieder, sich die Frage einmal oder zweimal zu überlegen und der Schriftleitung Vorschläge einzusenden. Für den besten Vorschlag setzen wir einen Preis aus, freilich einen sehr bescheidenen: ein Jahr Beitragsfreiheit! Und dazu natürlich die Ehre der Veröffentlichung des Namens! Wer hilft?

Aus dem Steinkratten des Schriftleiters

In seinem „Sprachgarten“ sammelt der Schriftleiter jedes Jahr einen großen Haufen Steine sprachlichen Anstoßes. Einzelne besonders anziehende Stücke zeigt er seinen Lesern im Laufe des Jahres. Was er in den letzten Wochen in seinen Steinkratten zusammengelassen hat, legt er ihnen jetzt vor.

Was stellen wir uns vor, wenn wir hören oder lesen, jemand sei von einem Redner „apostrophiert“ worden? Von der Schule her wissen wir, daß man Apostroph das Häkchen nennt, das andeutet, daß ein Buchstabe ausgelassen worden sei, z. B. in „Wie geht's“ oder „'s regnet“. Das stimmt zur ursprünglichen Bedeutung des griechischen Wortes: abgewendet oder entfernt worden ist. Aber wie kann man einen Menschen apostrophieren? Wird ihm dabei der Kopf oder ein Glied abgeschnitten? Etwas unfreundlich scheint es dabei jedenfalls zuzugehen. Schon im Griechischen konnte das Wort auch bedeuten: umkehren lassen, heimschicken, in die Flucht treiben, verscheuchen. Darum braucht man es heute im „Deutschen“ für hartes Anreden, Anfahren. Duden erklärt es nur mit „anreden“; danach kann man einen auch milde apostrophieren. Das Fremdwörterbuch von Henze verzeichnet noch eine dritte Bedeutung: einen Abwesenden als gegenwärtig anreden. Eine klare Vorstellung wird sich selten mit dem Wort verbinden. Und was dachte sich wohl die Zuhörerschaft eines mundartlichen Volkshochschulvortrags bei der Mitteilung, in einem gewissen Mundartgedicht werde der Herrgott „apostrophiert“? Wird die Vorstellung vielleicht klarer, wenn man das aus dem Griechischen stammende, im Schriftdeutschen schwer verständliche Wort schweizerdeutsch ausspricht? — Der Redner schloß seinen inhaltlich vorzüglichen und mit hinreißender Begeisterung gesprochenen Vortrag mit der richtigen und wichtigen Bemerkung, daß „iseri Mundartdichtig en ärschti Angelägeheit“ sei. Gewiß, aber eine ernste Angelegenheit ist auch die Erhaltung der

Echtheit unserer Mundart; doch in echtem Schweizerdeutsch sagt man „Aglägeheit“ — wenn man das Wort, das natürlich schon als Ganzes aus der Schriftsprache entlehnt ist, überhaupt als schweizerdeutsch gelten lassen will. Man kann beobachten, daß Wörter mit der Vorsilbe „an“ in öffentlicher Rede häufig in schriftdeutscher Form ins „Schweizerdeutsch“ herübergenommen werden; für „Antrag“ sagt man „Antrag“, aus der „Anahm“ wird eine „Annahm“, der „Ahang“ zum „Anhang“ usw., während Wörter, die vor allem im persönlichen Gespräch vorkommen, noch eher die richtige mundartliche Form bewahren; wenigstens hört man nie sprechen: anflueche, anbinde, anbohre usw. Ähnlich geht es mit der Vorsilbe „ge-“, wo in echtem Schweizerdeutsch das „-e-“, wenn nicht die ganze Vorsilbe, regelmäßig ausfällt. Auf die Frage, wie spät es sei, antwortet man wohl etwa, es sei jetzt „gnau zwölft“; will man aber der Zeitangabe noch mehr rednerischen Nachdruck verleihen, so sagt man, es sei „ganz genau“ so viel. Der Gärtnermeister wird zum Lehrbuben sagen, er müsse die Gartenwege „grad“ ziehen; aber der Redner erklärt, dies oder jenes sei „geradezue en Skandal“. Einzelne Entgleisungen können jedem unterlaufen; man darf da nicht kleinlich sein; es kommt auf das Maß, auf die Zahl solcher Entgleisungen an; aber wenn sie bei einem Deutschlehrer und ausgesprochenen Mundartfreund in einem mundartlichen Vortrag über mundartliche Dichtung so häufig vorkommen wie in jenem Volkshochschulvortrag, so ist das befremdlicher als bei einem Regierungsmann, der über unsere Lebensmittelversorgung reden muß.

Da war es allerdings noch viel schlimmer; es wimmelte von „schweizerdeutschen“ Wörtern wie: witgehend, naheliegend, zwiifselohne, bis anhin, hübe und drübe, in Erschünig trätte usw.; das fünfte Kriegsjahr hat scheint's „begone“. Man hörte nie das bezügliche Fürwort „wo“, sondern die Rede war vom „Herr Bundesrat Soundso, der“, von „Tatsache, die“ und vom „Bestand, den“ usw. Die Rede war inhaltlich vorzüglich und trotz der Trockenheit des Stoffes geradezu begeisternd, für den Freund echter Mundart aber schmerzlich; denn durch solche Mißhandlung der Mundart wird diese selbst gefährdet. Das sprachlich Erfreulichste an dem Vortrag war, daß man aus jedem Satze heraushörte, wie gut der Redner — schriftdeutsch reden könnte. Aber eben!

Unsere Mundartredner machen im allgemeinen viel mehr Fehler gegen die Gesetze ihrer „Muttersprache“ als unsere Zeitungsschreiber gegen die Regeln der Schriftsprache. Falsch ist es natürlich, wenn der Berichtstatter einer bedeutenden Tageszeitung aus einer „neofaschistischen“ Rundgebung übersetzt: „Seid ihr wirklich so einfältig oder hält ihr das italienische Volk für so einfältig, daß . . .?“ Diese Verwechslung der 2. Person der Mehrzahl mit der 3. Person der Einzahl trifft man hie und da. Es heißt: er fällt, er trägt, er hält, aber: ihr fallt, ihr tragt, ihr haltet, und nicht: ihr fällt, ihr trägt, ihr hält, wie man hie und da lesen und hören muß. Ein grober Fehler ist das unzweifelhaft, und wenn der übersetzende Berichtstatter nicht besser Deutsch kann, sollte es der Schriftleiter oder der Setzer oder der Korrektor verbessern. Daß ein solcher Fehler durch ein so feines Sieb hindurchschlüpfen kann, ist nicht erfreulich.

Vielleicht ein bloßer Druckfehler, aber ein peinlicher ist es, wenn laut einer Agenturmeldung Marschall Pétain erklärte, „daß er sich als Gefangener betrachte“, während er sich doch nur „als Gefangenen“ betrachten konnte. Wenn er als Gefangener die Welt anders betrachtet als vorher, hat er recht, aber sich selbst kann er nur im Wenfall betrachten.

Offenbar das Gegenteil dessen, was sie sagte, wollte die Meldung sagen, der Sieg General Soundso sei „von kaum zu unterschätzender Bedeutung“. Die Meinung kann nur gewesen sein, die Bedeutung des Sieges könne nicht überschätzt werden. Unklare Köpfe!

Eine unerschöpfliche Quelle von Sprachdummheiten bilden immer noch die Fremdwörter. Der Kirchenchor Hombrechtikon hat mit Hilfe eines „ad hoc gebildeten Orchesters“ Schuberts „Deutsche Messe“ aufgeführt. Wäre das Orchester „hiefür gebildet“ worden, so wäre das richtige und allgemein verständliche Deutsch gewesen, so aber ist es nur falsches und lächerliches Latein. Die beiden Punkte haben gar keinen Sinn; denn es ist ja gar nichts weggefallen wie etwa in „a. c.“ für „anni currentis“, d. h. laufenden Jahres. „Ad“ heißt „zu“ und „hoc“ heißt „dieses“, „ad hoc“ also „zu diesem“ (ergänze etwa: Zweck) oder „hiefür“. Das braucht man im Kirchenchor Hombrechtikon nicht zu wissen, aber man braucht auch nicht dergleichen zu tun, als wisse man etwas davon. Freilich, wenn nicht die „Studierten“ solche Überflüssigkeiten immer wieder vormachten, kämen die andern auch nicht in Versuchung, es nachzumachen.

Den Vogel abgeschossen hat aber ein städtisches Mitglied des Zürcher Kantonsrats. Laut Zeitungsbericht erklärte der Mann am 8. November: „Die Behörden haben sich um Wichtigeres als um Lapidarien zu sorgen.“ Ganz gewiß! Lapis heißt im Lateinischen der Stein; lapidarius: in Stein gehauen, steinschriftlich. Lapidarschrift ist die in Stein gehauene Schrift und Lapidarstil die Schreibart, die auf steinernen Grabmälern und andern Denksteinen angebracht wird, wo sie wegen der Knappheit des Raums und der Härte des Steins natürlich möglichst kurz und bündig, aber doch ausdrucksvoll sein muß. „Lapidare Worte“ sind also gewichtige oder wichtige Worte. Unter „Lapidarien“ könnte man höchstens wichtige Dinge verstehen, und gerade um solche soll sich eine Behörde kümmern. Wahrscheinlich hat aber der gute Mann an Lappalien gedacht. In diesem Wort ist der deutsche Stamm „Lappen“ in der Studentensprache des 17. Jh. in spöttischer Nachbildung von Kanzleiwörtern wie „Personalien“, „Regalien“ u. a. mit einer lateinischen Endung versehen worden (wie in „Schwulst“, „Sammelsurium“ u. a.); es soll unbedeutende Sachen bezeichnen, um die sich die Behörden wirklich nicht zu kümmern haben. Das alles braucht ein Zürcher Kantonsrat auch nicht zu wissen; aber warum hat er nicht einfach gesagt: Kleinigkeiten, Kleinkram, Nebensachen, Nichtigkeiten oder (allenfalls) Bagatellen? Warum brachte er ein Fremdwort, das er nicht verstand, von dem er nur wußte, daß er es nicht verstand? Wenn wir die Antwort im „Lapidarstil“ geben dürften, würden wir sie in ein Wort zusammenfassen, das mit „Lappen“ und „läppisch“ wahrscheinlich zusammenfällt — aber nein, wir werden doch einen Zürcher Kantonsrat nicht „Lappi“ nennen!

Nein, nicht „merci“, sondern „danke“!

An unsern Anschlagäulen und -wänden hing im Spätherbst ein Bild, das für die „Schweizerische Winterhilfe 1943“ werben sollte. Es stellte ein etwa siebenjähriges, ärmlich gekleidetes Mädchen dar, das einen mit Brot gefüllten Korb am Arm trägt und an die Wand schreibt: „Merci“. So hieß es auch in der deutschen Schweiz, also nicht nur in der französischen Ausgabe, die für den „Secours suisse d'hiver 1943“ werben sollte; im Tessin aber schrieb das Kind: „Grazie!“. Wie viele Deutschschweizer dieses „Merci“ als ungehörig empfunden oder nicht empfunden haben mögen,

eine Ungehörigkeit bleibt es. Soviel wir sehen, haben sich nur in zwei Zeitungen dagegen Stimmen erhoben: im „Vaterland“ und in der „Nitschweiz“. Das beweist allerdings noch nicht, daß sich sonst niemand darüber geärgert hätte; nur mochte man darüber nicht in die Zeitung schreiben, weil man der Sache selbst nicht schaden wollte, und die Sache war natürlich wichtiger als die Sprache. Und dann konnte man auch zweifeln, ob die Zeitung es aufnehmen. Aber eine Ungehörigkeit bleibt es. Denn in der deutschen Schweiz sagt kein Kind dieses Alters, wenn es nach bodenständigen Grundsätzen erzogen worden ist, „Merci“, sondern „Danke“. In Bern und Basel werden die Kinder früher zum „Merci“ übergehen als in Zürich und St. Gallen und wohl überall auf dem Lande — Gotthelf spottet auch über die Erwachsenen, die so sagen! Die bodenständige Form enthält immer in irgend einer Form das Wort „Dank“ und nie „merci“. Bei Gotthelf sagen sie noch „Dank heigisch!“. In der östlichen Schweiz besteht ein deutlicher Bedeutungsunterschied zwischen „Danke“ und „Merci“. „Merci“ sagt die Serviertochter, wenn wir für einen Becher Helles die üblichen 5 oder 10 Rp. Trinkgeld geben; wenn wir aber aus guter Laune 50 Rp. geben und andeuten, sie könne den Rest behalten, dann erwacht ihre alemannische Volksseele und sie sagt aus dem Grunde ihres deutschschweizerischen Herzens: „Danke vielmals!“. „Merci“ sagt das Ladenfräulein, wenn man zahlt, was man schuldig ist, und „merci“ der Kunde, wenn man ihm herausgibt, was man ihm schuldig ist. „Merci“ sagt auch der Eisenbahnschaffner, wenn man ihm, wie es Pflicht ist, die Fahrkarte zeigt usw. „Merci“ ist die Formel der Höflichkeit für Selbstverständlichkeiten oder ganz unbedeutende Dienstleistungen, aber auch in den Städten Bern und Basel wird niemand seinen Lebensretter oder wer ihm aus einer Not geholfen oder ihm sonst einen wirklichen Dienst geleistet hat, mit „merci“ abspesen, sondern in irgend einer Form das deutsche Wort „Dank“ verwenden. Daß wir für die bloße Höflichkeit ein besonderes Wort haben, mag man als eine Bereicherung unseres Ausdrucksvermögens auffassen — nur ist es nicht gerade höflich, die Leute so deutlich merken zu lassen, daß man sich eigentlich zum Dank gar nicht verpflichtet fühlt, sondern nur aus gewohnter Höflichkeit oder höflicher Gewohnheit so sagt. Jedenfalls spricht ein Kind dieses Alters, dem man mit einem Korb voll Brot in Wintersnot geholfen hat („Winterhilfe“ heißt es ja) nicht „merci“, sondern „danke“.

Wie konnte es zu dieser Ungehörigkeit kommen? Es hängt damit zusammen, daß der Künstler ein Welscher ist. Natürlich hatte er recht, wenn er zunächst an die welsche Ausgabe dachte und französisch schrieb; aber da wegen der Zweckbestimmung doch drei verschiedensprachige Ausgaben nötig waren, hätte er sicher nichts dagegen gehabt, wenn auch die Dankformel der Sprache jedes Landesteils angepaßt worden wäre, wie das ja im Tessin auch geschehen ist. Aber war denn niemand da, der zum Rechten sah? Das wäre natürlich Sache der „Zentrale“ gewesen. Diese scheint auch sprachliche Gewissensregungen gefühlt zu haben; denn auf die Beanstandung einer kantonalen Stelle gestand sie, sie habe „eine ganze Reihe von Mitarbeitern aus den verschiedenen deutschschweizerischen Kantonen gefragt, was sie das kleine Mädchen schreiben lassen würden. Die Antworten hätten gelautet: „Ich danke“, „Bergelt's Gott“, „Vielen Dank“, „Danke vielmals“ — alles Antworten, die für das Bild zu lang gewesen wären, worauf man natürlich Rücksicht nehmen mußte. Die übrigen Antworten seien mehrheitlich für „merci“ gewesen; das bloße „danke“ sei überwiegend als „preußisch“ empfunden worden. — Daß das landes-